

MITCH ALBOM

Damit ihr
mich
nicht vergesst



Die wahre Geschichte
eines letzten Wunsches

GOLDMANN

Henrys Leben



Zur selben Zeit, in der ich in einer Vorstadt groß wurde, wuchs in Brooklyn ein Junge heran, der ungefähr so alt war wie ich und der eines Tages ebenfalls mit seinem Glauben ringen würde. Doch sein Weg sah ganz anders aus.

Als Kind teilte er sein Zimmer mit Ratten.

Henry Covington war das zweitjüngste von sieben Kindern und lebte mit seinen Eltern, Willie und Wilma Covington, und den Geschwistern in einer winzigen Wohnung an der Warren Street. Die vier Brüder mussten sich ein Zimmer teilen, die drei Schwestern ein anderes.

Die Küche war von Ratten bewohnt.

Nachts stand ein Topf mit Reis auf dem Küchentisch, damit die Ratten sich daran gütlich tun konnten und die Schlafzimmer in Ruhe ließen. Tagsüber hielt Henrys älterer Bruder die Nager mit einer Luftpistole in Schach. Henry schlief immer unruhig, weil er Angst hatte, im Schlaf gebissen zu werden.

Henrys Mutter arbeitete als Hausmädchen – überwiegend für jüdische Familien –, und sein Vater war ein Kleinganove, ein stattlicher kraftvoller Mann, der zuhause gerne sang. Er hatte eine schmelzende Stimme, die an Otis Redding erinnerte, aber wenn er sich am Freitagabend rasierte und dazu »Big Legged Woman« sang, schäumte Henrys Mutter vor Wut, weil sie wusste, wo er danach hinging. Es gab häufig laute und gewalttätige Streitereien.

Als Henry fünf Jahre alt war, stritten sich seine Eltern eines Abends schreiend und fluchend vor dem Haus. Plötzlich brachte Wilma ein Gewehr, Kaliber 22, zum Vorschein und drohte, auf ihren Mann zu schießen. Als sie abziehen wollte, warf sich ein anderer Mann dazwischen und schrie: »Nein, tun Sie's nicht!«

Die Kugel traf seinen Arm.

Wilma Covington wurde für zwei Jahre nach Bedford Hills ins Hochsicherheitsgefängnis für Frauen geschickt. Henry und sein Vater besuchten sie dort jedes Wochenende.

Unterhalten konnten sie sich nur durch eine Glasscheibe.

»Vermisst du mich?«, fragte Wilma immer.

»Ja, Mama«, antwortete Henry dann.

In diesen Jahren war er so mager, dass sie ihm ein Mittel zum Zunehmen mit Karamellgeschmack verabreichten, damit er wenigstens ein bisschen Fleisch auf die Knochen bekam. Sonntags ging er in eine Baptistenkirche in der Nähe, weil der Pastor den Kindern nach dem Gottesdienst bei sich zuhause Eiscreme servierte. Das gefiel Henry gut.

Auf diese Weise kam er in Kontakt mit dem Christentum. Der Pastor sprach von Jesus und dem heiligen Vater. Von Jesus konnte Henry sich Abbildungen ansehen, aber von Gott musste er sich selbst ein Bild machen. Er stellte sich eine riesige dunkle Wolke mit Augen vor, die nicht menschlich waren. Und mit einer Krone.

Nachts betete Henry zu der Wolke und bat sie, die Ratten von ihm fernzuhalten.

Die Gottesakte



Als der Rebbe mich in sein kleines Büro führte, konnte ich das Gespräch unmöglich mit der Frage nach der Trauerrede beginnen. Das wäre mir vorgekommen wie wenn ein Patient sich gleich beim ersten Arzttermin nackt ausziehen muss. Man beginnt eine Unterhaltung einfach nicht mit den Worten: »Und, was soll ich nun über Sie sagen, wenn Sie gestorben sind?«

Ich versuchte es also zunächst mit Konversation. Wir sprachen übers Wetter und meine alte Wohngegend, und ich bekam eine kleine Führung durch das Büro. Die Regale barsten beinahe vor Büchern und Aktenordnern, und der Schreibtisch war mit Briefen und Notizzetteln übersät. Überall standen offene Kartons herum, in denen der Rebbe etwas sammelte oder umräumte.

»Kommt mir vor, als hätte ich viel von meinem Leben vergessen«, sagte er.

Man bräuchte auch ein zweites Leben, um das alles hier lesen zu können.

»Ah«, lachte er. »Klug beobachtet!«

Es war ein merkwürdiges Gefühl, den Rebbe zum Lachen zu bringen; ich fühlte mich geehrt, kam mir gleichzeitig aber auch respektlos vor. Denn aus der Nähe betrachtet, war er nicht mehr der Mann, der mir in meiner Kindheit so imposant erschienen war, wenn ich während des Gottesdienstes zu ihm aufblickte.

Hier, auf Augenhöhe, kam er mir viel kleiner und schmaler vor. Er wirkte gebückt, und seine markanten Wangen waren faltig geworden. Wenn er lächelte, strahlte er zwar noch immer fröhliche Zuversicht aus, und sein Blick war so weise und versonnen wie eh und je, aber jetzt bewegte er sich so behutsam wie ein Mensch, der weiß, dass er jeden Moment

stürzen könnte. Seine Sterblichkeit war spürbar geworden, und ich hätte ihn gerne gefragt: Wie viel Zeit bleibt Ihnen noch?

Doch stattdessen erkundigte ich mich nach seinen Aktenordnern.

»Ach, die sind voller Geschichten, Ideen für Predigten«, sagte er. »Ich sammle Ausschnitte aus Zeitungen und Zeitschriften.«

Ein Aktenordner trug die Aufschrift »Alter«. Auf einem sehr dicken stand »Gott«.

Sie haben eine Akte über Gott?, fragte ich.

»Holen Sie die doch mal runter, bitte.«

Ich stellte mich auf die Zehenspitzen, zog den Aktenordner behutsam zwischen den anderen hervor und legte ihn auf ein Regal weiter unten.

»Näher, mein Gott, zu Dir«, sang der Rebbe.

Schließlich ließen wir uns nieder, und ich klappte meinen Block auf. Der Rebbe nickte und blinzelte, als habe er verstanden, dass nun der formelle Teil begann. Er saß auf einem Bürostuhl, mit dem er zu seinem Schreibtisch oder zu seinem Aktenschrank rollen konnte. Ich saß in einem breiten grünen Ledersessel, der so weich war, dass ich darin versank wie ein Kind.

»Sitzen Sie gut?«, fragte der Rebbe.

Ja, log ich.

»Möchten Sie etwas essen?«

Nein danke.

»Trinken?«

Ich brauche nichts, danke.

»Okay.«

Ich hatte mir keine Einstiegsfrage zurechtgelegt. Was war in diesem Fall als erste Frage am besten geeignet? Womit beginnt man, wenn man ein ganzes Leben begreifen will?

Ich schaute wieder zu dem Aktenordner mit der Aufschrift »Gott« hinüber, der mich irgendwie faszinierte (was mochte er wohl enthalten?), und platzte dann mit der naheliegendsten Frage heraus, die man einem Geistlichen stellen kann.

Glauben Sie an Gott?

»Ja, das tue ich.«

Ich notierte das.

Sprechen Sie mit Gott?

»Regelmäßig.«

Und was sagen Sie zu ihm?

»Zurzeit?« Der Rebbe seufzte. Dann antwortete er, halb singend: »Zurzeit sage ich: ›Lieber Gott, ich weiß, dass wir uns bald sehen werden. Und wir werden uns prima unterhalten. Wenn du mich holen willst, lieber Gott, dann tu es. Und wenn du mich noch hier lassen willst.« – er öffnete die Hände und blickte zur Decke auf –, »dann gib mir doch bitte Kraft für alles, was noch getan werden muss.«

Er ließ die Hände sinken und zuckte die Achseln. Zum ersten Mal hatte ich ihn über seine Sterblichkeit sprechen hören. Und plötzlich wurde mir bewusst, dass ich mich hier nicht einfach nur auf ein paar Unterhaltungen eingelassen hatte. Sondern dass jede Frage, die ich diesem alten Mann stellte, zu der einen hinführen würde, die ich nicht zu stellen wagte.

Was soll ich über Sie sagen, wenn Sie gestorben sind?

»Aah«, seufzte er und blickte wieder nach oben.

Was? Hat Gott geantwortet?

Der Rebbe lächelte.

»Ich warte noch«, sagte er.